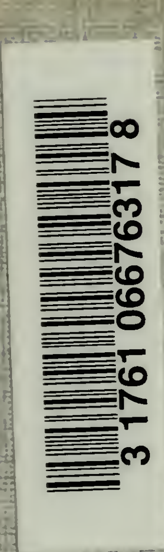
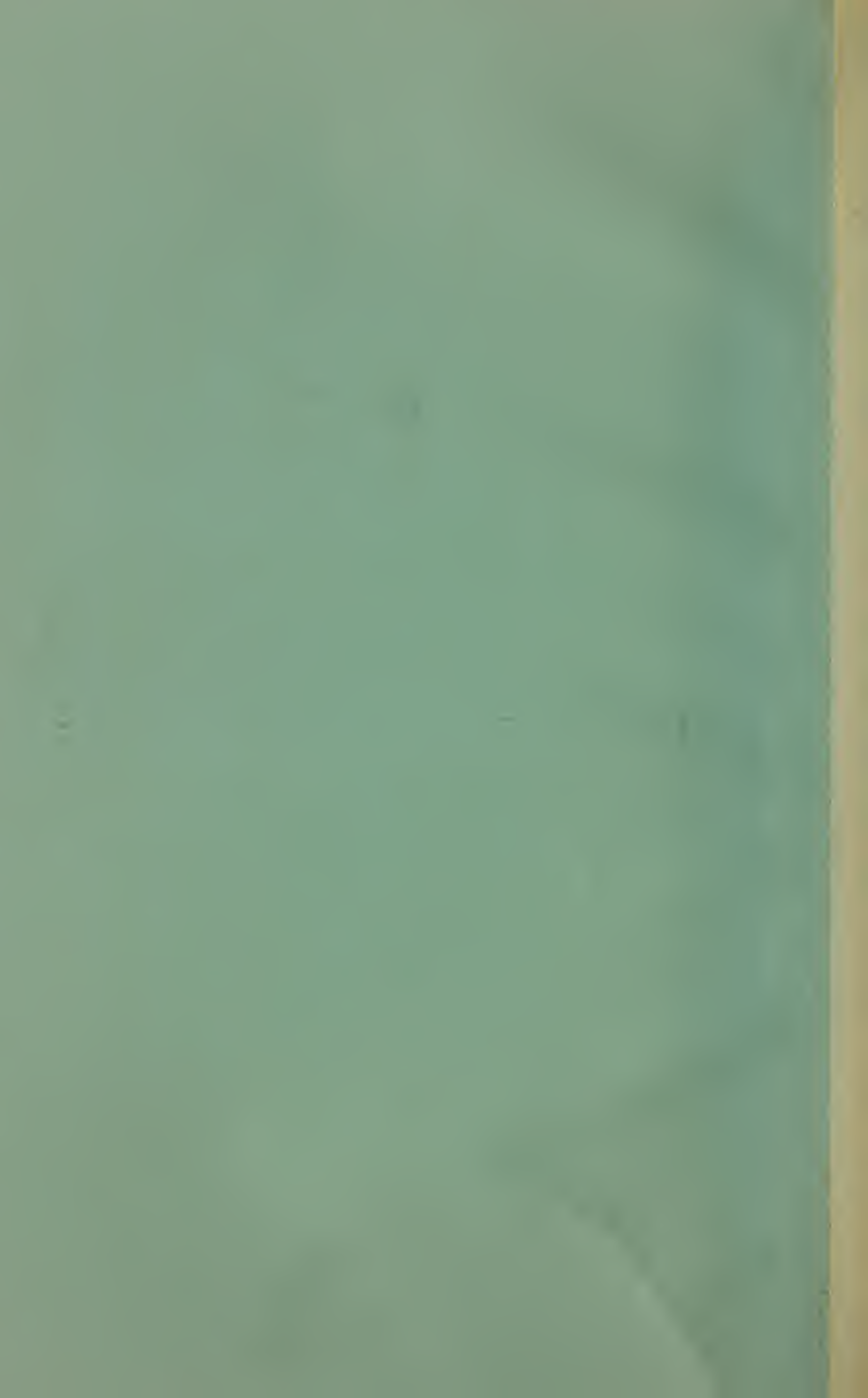








ÜBER

ZWEI GEDICHTE

WALTHERS VON DER VOGELWEIDE

EIN AKADEMISCHER VORTRAG

VON

TH. G. VON KARAJAN

WIEN

IN COMMISSION BEI W. BRAUMÜLLER K. K. HOFBUCHHÄNDLER

MDCCCLI

AUS DEN SITZUNGSBERICHTEN DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
HIST. PHILOLOG. CLASSE. BD. VII. HEFT III. S. CCCLIX BIS CCCLXXXII
BESONDERS ABGEDRUCKT

Meine Herren!

Jeder von uns kennt jenes liebliche Spielzeug der Kinder, das aus einer von drei Spiegelflächen durchzogenen Röhre besteht, an deren einem Ende bunte Glasstücke zwischen gläsernen Scheiben liegen, während durch eine enge Oeffnung am anderen Ende dem Auge jene bunten Stücke in den drei Flächen der Spiegel zugleich erscheinen. Je nachdem nun die Röhre gedreht wird, erzeugen die dadurch in neue Lagen kommenden Stücke immer neue Bilder, in so überraschendem Wechsel, als gienge es nicht mit rechten Dingen zu.

Auf ähnliche Weise lässt sich zuweilen auch auf geistigem Gebiete, ohne Zuhülfename neuen Stoffes, aus dem bereits errungenen ein bisher nicht da gewesenes Bild gewinnen, werden dessen Theile in neue Lagen gebracht, in Verbindungen, die ihm bisher

fremd waren, in Beziehungen, die durch die veränderte Lage sich erst ergaben. Vollendet endlich wird das Ergebniss solcher Versuche, wenn auf das Ganze der Blick vom rechten Puncte aus gelangt, wenn zugleich von mehreren Seiten dasselbe Bild sich an Gleiches oder Verwandtes reiht.

Ich will mit einigen Gedichten Walther's von der Vogelweide einen solchen Versuch vor Ihren Augen anstellen und fordere Sie auf, mir dabei scharf auf die Finger zu sehen, als hätten Sie's mit einem Taschenspieler zu thun. Ich werde zwar wie jener über jedes einzelne mein Sprüchlein sagen müssen, darin aber ehrlicher sein als er, dass ich nur das für Wahrheit gebe, was ich selbst dafür halte. Mehr können Sie auch von mir nicht fordern, ich aber bin's zufrieden, wenn für Sie in unserem Falle und aus dem gegebenen Stoffe kein Scheinbild sich entwickelt, wenn es ein solches ist, das im Stoffe selbst, wie er nun ist, seine natürliche Entstehung und Berechtigung findet.

Bevor ich aber an diesen Versuch gehe, das Neue, das er bringen kann, entwickele, müssen Sie mir gestatten, meine Vorkehrungen zu treffen, zu recht zu legen, was ich bei der Arbeit zur Hand haben muss, sind es auch zum Theile bekannte Dinge. Sind sie dies, um so viel besser für mich, um so viel schlagender für meine Schlüsse.

Mit anderen Worten: Ich muss in Kürze das Gesammt-Ergebniss der Gedichte Walther's von der Vogelweide in Bezug auf dessen Leben voranstellen, weil nur dieses für später zu benützende Beziehungen den Anhalt gibt, weil nur aus ihm die Bedeutung der beiden näher zu untersuchenden Gedichte zu gewinnen ist. Dass bei diesem Geschäfte mich vor allem Lachmann, dessen unersetzlicher Verlust bei seinen herrlichen Arbeiten immer wieder tief erschüttert, in seinen zwischen die Lesarten des Textes verwiesenen, höchst bedeutenden, für den Flüchtigen freilich oft sibyllinischen Bemerkungen mich vorzüglich leiten musste, wird der Kenner nur billigen. Denn das Gesammt-Ergebniss der Lachmann'schen Forschungen ist über alle Zweifel erhaben, fordert er auch selbst auf zur wiederholten Prüfung einzelner Theile. Dass ihm da nicht alles und jedes unumstösslich schien, bezeugen seine Zweifel und die bescheidene Weise, in der er Manches nur andeutet, was andere kühn behauptet hätten. Ich werde

somit alles durchgeordnet zusammen fassen und dann von diesem bereits eroberten Boden aus meinen Angriff auf zwei Gedichte lenken, deren eines Lachmann selbst als 'sehr schwer zu deuten und herzustellen' bezeichnet, während er die Deutung des zweiten nicht einmal versucht hat, ja einer von Simrock vorgeschlagenen, von Wackernagel angenommenen seine Zustimmung versagt, indem er das Gedicht, in seiner knappen Weise, in der 'Zeitordnung einiger Lieder', ohne über dasselbe auch nur ein Wort zu verlieren, in ein viel früheres Jahr setzt.

Wir schreiten also vor allem an die genauere Betrachtung der in den Gedichten Walther's, freilich sehr zerstreut, oft wunderbar verborgen liegenden Winke zur Gewinnung eines verlässlichen Bildes von seinem so bewegten Leben.

Walther von der Vogelweide ist in den Jahren 1165 bis 1167 geboren. Zu dieser Annahme gelangt man durch folgende Schlüsse. In einem Gedichte, das man nach seinem Inhalte, verglichen mit den sonstigen Zeitergebnissen aus Walther's Liedern, ins Spätjahr 1227, höchstens in die ersten drei Viertheile des Jahres 1228 zu setzen berechtigt ist, in Lachmann's Ausgabe Seite 66, 21, sagt Walther selbst Z. 27, 'wol vierzec jâr hab ich gesungen oder mê', gleich darauf aber, Z. 33, lässt er sich als einen alten Mann, der am Stabe geht, erkennen: 'lât mich an eime ſtabe gân und werben umbe werdekeit mit unverzageter arebeit als ich von kinde habe getân.' Wir lernen also daraus, dass Walther 1227 schon ein schwacher Greis war, somit wohl etliche und sechzig Jahre alt und nehmen wir ferner mit Lachmann an (zu 82, 24), dass er etwa 1187 zu dichten begonnen habe, also kurz vor seinem zwanzigsten Lebensjahre, so ergibt sich aus beiden Betrachtungen die Zeit vom Jahre 1165 bis 1167 als jene seiner Geburt.

Das W a n n derselben scheint daher durch diese Betrachtungen ziemlich festgestellt, wir wollen sehen, was über das Wo auf gleichem Wege sich erringen lässt.

Lachmann hat sich, zu 124, 7, in dieser Beziehung mit dürren Worten deutlich und bestimmt genug ausgesprochen. Er sagt geradezu: 'Es ergibt sich aus S. 32, 14. 84, 20. 107, 25 (vergl. die Anmerkung zu S. 34, 18), dass Walther von Kind auf für einen Oesterreicher gegolten hat; ihm ein anderes Geburtland zu suchen ist grundlos und ist unnütz, wenn man ein altes Ge-

schlecht von der Vogelweide doch nirgend nachweisen kann.[1] Wir wollen sehen, worauf sich Lachmann's Ueberzeugung stützte, die er mir, dem Oesterreicher, im Jahre 1843 in Berlin, nach Vollendung der zweiten Ausgabe seines Walther, persönlich mit freudiger Zuversicht mittheilte, völlig fremd jener kleinlichen Vaterlandsliebe, die des Nachbars Zaun schon für des Vaterlandes Grenze hält.

Vor Allem kommt in Anschlag, dass Walther 32, 14 selbst berichtet, er habe seine Bildung zum Dichter in Oesterreich genossen, da werde er sich auch, weil man ihn jetzt in der Ferne nicht nach Gebühr behandle, zu allererst beklagen, finde er bei Leopold VI. Liebe zur höfischen Kunst, so sei er wieder frischen Muthes. Diese Aeusserung Walther's gehört in die Jahre 1215 oder 1216. 'Ze Ôſterrîche lernt ich singen unde sagen: dâ wil ich mich allerêrst beklagen: vind ich an Liupolt hoveschen trôst, ſô iſt mir mîn muot entſwollen.' Wir sehen aus diesen Worten, dass Walther auch in der Ferne, er weilte damahls am Thüringer Hofe zu Eisenach, mit Zuversicht Schutz bei seinem Landesherrn hoffte und sich nicht schämte, den heimathlichen Unterricht offen zu bekennen, mit freudigem Stolze zu sagen, wo er seine Ausbildung empfangen habe.

Viel schlagender noch ist eine zweite Stelle, 84, 18, in welcher Walther vom Hoftage zu Nürnberg, 21. Jänner 1217, spricht. Er bemerkt bei dieser Gelegenheit: 'um die Freigebigkeit der dort versammelten Fürsten fragt nicht mich, sondern die fahrenden Sänger, die verstehen es, so etwas genau zu erspähen. Die sagten mir, sie zögen mit leeren Taschen von dannen: unsere heimischen Fürsten seien aber so glänzender Art, dass Leopold der einzige Freigebige gewesen wäre, wenn er sich nicht entschuldigt hätte, dass er als Gast nicht genug bei sich habe.' 'umb ir milte frâget varndez volc: daz kan wol ſpehen. die ſeiten mir, ir malhen ſchieden danne lære: unſer heimſchen fürſten ſîn ſô hovebære, daz Liupolt eine müeste geben, wan dêr ein gast dâ wære.' Hier ist die Bezeichnung 'unsere heimischen Fürsten', zumahl mit der Hervorhebung Leopold's, für Walther's Heimath entscheidend.

Nicht minder beweisend sind die Anhaltspuncte in den beiden Strophen des folgenden Spruches S. 107, 17 bis 108, 5. In der ersten derselben, welche ihrem Inhalte nach vor den Beginn von Walther's Wanderungen rückt, in die zweite Hälfte des Jahres 1198, beklagt er sich über einen ungeschickten Rathgeber, der

ihm versicherte, er getraue sich mit Walther's Kunstfertigkeit in fremden Ländern zu Ansehen zu gelangen, und äussert Z. 25 ff. 'es ist nun so meine Eigenheit, hätte ich hier Mittel und Ansehen, dass ich das für grösseres an fremdem Orte nähme.' 'nû bin ich ſô geſite, hæt ich hie guot und êre, daz næm ich vür daz mêre.' Von welchem Lande nun dieses hie zu verstehen ist, zeigt ganz deutlich die nächste Strophe, in welcher Walther von Friedrich dem Katholischen, der als ein junger Mann von 24 Jahren, 15. oder 16. April 1198, auf der Heimreise aus Palästina starb, und den er in einem anderen Gedichte 19, 29 mit vollem Namen nennt und wie hier beklagt, Folgendes äussert: 'der lebte hier gar ſchön mit reifer Kunst, obwohl noch jung.' 'der lebte hie vil ſchône mit alter kunst in jugent.' Man lernt also aus diesen beiden Stellen einmal: dass Walther unter dem wiederkehrenden 'hie' Oesterreich meine, und dadurch zweitens: dass er unter den 'fremeden landen' die nicht österreichischen verstehe, womit er sich zum drittenmale gegen jeden Zweifel als einen Oesterreicher zu erkennen gibt.

Gehörte ferner Walther nicht zu den höfischen Dichtern der besten Zeit und zwar zu ihren Hauptvertretern, so würde sich ganz gewiss in seiner Sprache die landschaftliche Färbung deutlich erkennen lassen, so aber hat er es sorgfältig vermieden, sich in dieser Hinsicht irgend etwas zu Schulden kommen zu lassen. Es ist ihm auch, bis auf eine einzige Sünde, wirklich gelungen. Diese aber fällt dadurch nur um so bedeutender ins Gewicht, besonders auch desshalb, weil sie gerade einen hervorstechenden Zug unseres landschaftlichen Vocalismus vertritt, ich meine den Gebrauch des tiefen, völlig unmittelhochdeutschen *a*. Reime wie der Walthern S. 34, 8 entschlüpfte, nämlich verworren: pfarren begegnen nur bei Dichtern unserer Gegenden. Genau denselben Reim zeigt darum auch Ottacker neben einem zweiten ſcharren: verworren, was schon Lachmann zu dieser Stelle nachgewiesen hat. Ich will noch einige Reime dieser Art aus österreichischen Dichtern jener Zeit hinzufügen. So sal: sol. Helmprecht, Z. 755. Haupt's Zeitschrift 4, 347, enbart: wort, 2, 369. Swâben: loben. 3, 211. 4, 305. tuomprôbst: bâbst. 2, 829. bewarn: geſworn. 2, 49. 4, 653. nebst noch mehreren ähnlichen bei Seifried Helbing. barn: erkorn im gr. Rosengarten 1420 u. s. w.

Diese vier schlagenden Gründe werden uns mit Lachmann in Walther einen Oesterreicher erkennen und wohl am natürlichsten annehmen lassen, dass er seine Jugend in der Heimath verlebt habe. Ausdrückliche, urkundliche Beweise dafür fehlen aber gänzlich. Dass er etwa im Jahre 1187 sich zuerst auf dem Felde der Dichtkunst versucht habe, lehrt der oben erwähnte Schluss, dass es in der Heimath geschehen, liesse sich vermuthen.

Bis kurz nach den ersten drei Jahrzehenden seines Lebens, bis zu Ende des Jahres 1198, gewähren Walther's Gedichte keinen Anhaltspunct über seine Lebensverhältnisse. Um den Schluss des Jahres sehen wir ihn nach dem Gedichte 19, 29 bei König Philipp dem Hohenstaufer gastliche Aufnahme finden. 'Warum er nicht bei Leopold blieb' bemerkt Lachmann zu 19, 36 'warum sein mahnen, S. 21, 9, um Unterstützung beim Herzog nicht verfieng, ob er ausser der Auswanderung noch etwas anderes verschuldete,' worauf Z. 26, 1 zu deuten scheint, 'wird sich nicht entscheiden lassen; er selbst sagt Z. 24, 35: ihn vertreibe die allgemeine Traurigkeit, und 107, 26, dass ihm daheim Gut und Ehre fehle.' Er zieht also zu Philipp.

Nach dieser Zeit finden wir ihn aber, dem Gedichte 25, 26 zufolge, Sonntag den 28. Mai 1200 zum zweiten Male in der Heimath, und zwar zu Wien beim Feste der Schwertnahme Leopold's des Glorreichen. Er preist mit warmen Worten die Freigebigkeit des jungen Fürsten, obwohl ihm dieser von vorne herein, wie 20, 31 und 24, 33 entnehmen lassen, nicht so hold war, wie sein Vorgänger Friedrich der Katholische.

Wir treffen Walthern darnach Mittwoch den 6. Jänner 1205, so wie einige Zeit vorher und nachher in der Nähe König Philipp's und zwar während dessen zweiter Krönung zu Aachen, vergl. zu 18, 36 und 19, 36, es hält aber schwer zu entscheiden, ob er sich nicht mittlerweile noch einmal bei Leopold aufgehalten habe, obwohl die Aeusserung 32, 16, 'vind ich an Liupolt höveschen trôst' eher dagegen zu sprechen scheint, denn sie lehrt uns, dass Walther noch zehn Jahre später nicht sicher war, bei Leopold auch wirklich 'höveschen trôst' zu finden. Dem sei nun wie ihm wolle, so steht wenigstens so viel fest, dass er Pfingsten 1200 zum zweiten Male in der Heimath weilte, und dass er bald nach des Königs Krönung zu Aachen an den Thüringer Hof nach Eisenach ging, sich zu

19, 36 und vergl. nothwendig zu 20, 4, wie Lachmann meint, nachdem Philipp ihm unmilde ein Versprechen nicht gehalten hatte. (19, 17. 16, 36. 17, 11. 107, 11.) Nach dieser Zeit ist er nie wieder zum König zurückgekehrt.

Zu Eisenach, so scheint es, fühlte sich Walther nicht behaglich. Er klagt wenigstens in dem Gedichte 20, 4 ff. über das ungestüme Gejage und Gedränge am Thüringer Hofe. Lachmann hat aus Parz. 297, 20, und Wilh. 417, 26 nachgewiesen, dass Walthers Klagen nicht unbegründet waren. Dass er daselbst auch in unangenehme persönliche Berührungen gerieth, lehrt sein Spott auf einen gewissen Gerhard Atze, der jetzt durch Haupt, zu Walth. 82, 11 auch urkundlich nachgewiesen ist.

Bis zum Sommer 1211 scheint Walther am Eisenacher Hofe sich aufgehalten zu haben, als aber Landgraf Hermann um diese Zeit vom Kaiser Otto IV. abfiel, konnte er seiner politischen Gesinnung wegen nicht mehr bei ihm verbleiben. Er zog nun zum Kaiser und war wahrscheinlich bei ihm auf dem Reichstage zu Nürnberg, Mai 1212. In diese Zeit oder die nächsten Paar Jahre wird ein Gedicht zu setzen sein, in welchem Walther auf eine rührende Weise über sein Wanderleben klagt und den Kaiser geradezu um ein Haus anspricht, 31, 23 ff. vergl. 31, 13. Es lehrt dieses Gedicht zugleich, dass für diese Zeit an eine bleibende Stellung W's. in der Nähe des Kaisers nicht gedacht werden darf. Zwei andere Gedichte 26, 23 und 33 aber lehren durch den scharfen Tadel, den sie auf Otto's IV. Kargheit richten, dass der Kaiser die Bitte unseres Walther nicht erhört habe. Lange blieb dieser auch nach solchen Vorgängen begreiflicherweise nicht am Hofe des Kaisers und wir finden ihn noch 1215 bei Herzog Bernhard von Kärnthen, auf dessen wandelbare Laune, wie die Zeilen 32, 18 und 36 schliessen lassen, der Seitenhieb 35, 12 zu deuten sein wird. Auch hier, wie es scheint, zurückgeschreckt, begibt er sich zum zweiten Male nach Eisenach, etwa im April desselben Jahres. Doch auch hier fand er alles nicht mehr wie er es erwartet hatte. Der alte Landgraf Hermann, der Dichterfreund, war mittlerweile heimgegangen, sein Nachfolger, der überfromme Ludwig, war aber nicht so wie Walther Fürsten liebte. Er wurde nur zu bald von dessen frommer Umgebung verdächtigt, vergl. 32, 7 und 11, 16, und erlangte nicht, was man ihm versprochen hatte. Im gerechten Un-

willen nun wehrte er sich. Er bat nicht mehr, er forderte ungestüm, was man ihm schuldig war, und als auch das nicht helfen wollte, da drohte er mit der schärfsten seiner Waffen, in der er Meister war, mit seinem Gesange. Er kündigte seinen Gegnern geradezu an, bisher habe er bescheiden gefleht, von nun an wolle er ihnen mit seinem scharfen Sange zu Leibe gehen, wo er bis nun gebeten, da wolle er fortan gebieten. Jedenfalls aber kehre er ihnen den Rücken und ziehe zu Herzog Leopold von Oesterreich, find er bei dem Trost, dann sei er geborgen und wieder frischen Muthes.

Diesem Vorsatze entsprechend, seiner Sehnsucht nach der Heimath zum dritten Mahle folgend, zieht nun Walther zu Herzog Leopold von Oesterreich, der damahls, Jänner 1217, beim Kaiser zu Nürnberg weilte. Vergl. 84, 13 und zu Zeile 20.

Wahrscheinlich zog er von da mit dem Herzoge nach Wien. In den Urkunden, bei Meiller, Regesten S. 121 und 122, finden wir diesen den 25. Mai zu Augsburg, den 15. Juni zu Passau, endlich den 24. Juni zwei Stunden von Wien zu Kloster- oder Korn-Neuburg.

Dass der Herzog vor seinem Zuge ins Morgenland auch Wien berührt haben wird, ist mehr als wahrscheinlich, findet sich auch zufällig aus diesen Tagen keine daselbst ausgestellte Urkunde unter den erhaltenen.

Das Jahr 1217 nennen alle österreichischen Quellen einstimmig als das des unternommenen Kreuzzuges und das Schreiben Pabsts Honorius III. aus Ferentino, bei Meiller S. 123, Nr. 153, belehrt uns, dass der Herzog am 1. September längst nicht mehr daheim sein konnte. Die dieser Urkunde an der angeführten Stelle unmittelbar vorausgehende, gegeben zu Glemona, zwei Posten nördlich von Udine, lässt uns den Herzog schon am 9. Juli auf dem Wege nach dem adriatischen Meere erkennen, entweder um sich zu Venedig oder nach zurückgelegtem Landwege zu Brundisium einzuschiffen.

Von dieser Zeit an bis zur Heimkehr des Herzogs vom Kreuzzuge im Jahre 1219, also über den Zeitraum von beiläufig zwei Jahren, findet sich in Walthers Gedichten nirgends ein bestimmter Anhaltspunct, der mit Sicherheit Aufschluss gäbe über sein Leben während dieser Jahre. Ein einziges derselben muss in diese Zeit und zwar unmittelbar vor die Heimkunft des Herzogs gesetzt werden. Ich meine 28, 11 bis 20, in welchem Walther den Heimkeh-

renden begrüsst und durch die wiederholten Ausdrücke 'swenn ir uns komet' und 'sît uns hie' zu erkennen gibt, dass er damals ganz bestimmt in Oesterreich weilte.

Der Tag oder auch nur der Monat der Heimkehr des Herzogs ist aber in keiner heimischen Quelle angegeben. In dem durch unsere Akademie veröffentlichen 'Notizenblatte für Kunde österreichischer Geschichtsquellen' Jahrgang 1851, S. 79 bis 80, findet sich ein Auszug einer Urkunde Leopold's vom 3. September 1219 für Herzogenburg, deren Inhalt schliessen lässt, denn sie zeigt keinen Ausstellungsort, dass der Herzog an diesem Tage schon auf österreichischem Boden weilte. Meiller's Regesten und zwar Nr. 155 zeigen ihn erst am 7. October zu Wien. Wir können aber ohne alle Gefahr, da keines der erhaltenen Gedichte dagegen spricht, in der Sache selbst nichts widerstreitet, vielmehr alles dafür ist, annehmen, dass Walther diese beiden Jahre, seinem zu Eisenach ausgesprochenen Wunsche gemäss, am Hofe zu Wien werde zugebracht haben.

Es soll sich jedoch später zeigen, ob nicht die oben erwähnten beiden bis jetzt ganz anders aufgefassten Gedichte gerade über diese so karg bedachte Zwischenzeit seines Lebens erwünschten Aufschluss gewähren können. Vor der Hand liegt uns, ob das Leben Walther's, so weit es sich verfolgen lässt, wenigstens in seinen Hauptpuncten, gewissenhaft zu betrachten.

Wir haben also unseren Dichter während seines dritten Aufenthaltes in der Heimath bis in den Herbst des Jahres 1219 wiederholt an der Seite des Herzogs Leopold getroffen. Er selbst belehrt uns an mehreren Stellen seiner Gedichte — vergl. zu 35, 4 dann 34, 37 und 35, 3 — dass er sowohl zum Herzoge als zu dessen Oheime Heinrich von Medling in mehrfachen Beziehungen gestanden habe, und dass er beiden zu Dank verpflichtet sei, muthe ihm auch ersterer zuweilen wunderliches zu. Vergl. Z. 35, 20. Von diesem Zeitpuncte an bricht aber plötzlich jeder weitere Verkehr mit Leopold ab, wie Lachmann zu 35, 18 vermuthet, weil der Herzog sich durch einen Ausspruch des Dichters verletzt fühlte, wie ich unten auszuführen suchen werde, aus ungleich gewichtigerem Grunde.

Kurze Zeit darnach weilt Walther nicht mehr am Wiener Hofe, sondern, wie es scheint, beim Erzbischofe Engelbrecht von Köln, vergl. zu 84, 28, 31 und 33, später aber, wohl durch das ihm vom Hohenstaufer Friedrich II. ertheilte Lehen bedingt, vergl.

28, 31, die letzten sieben bis acht Jahre seines Lebens zu Würzburg 'wenn auch arm, S. 125, 5, doch wie es nach der Erzählung von seinem Vermächtnisse scheint, s. Uhland 153 ff., ohne zu darben, aber nicht heiter', wie Lachmann zu 124, 7 bemerkt. Das Ende des Jahres 1228 hat er kaum überlebt. Siehe zu 14, 38.

Werfen wir nun am Ende seiner wechselvollen Laufbahn einen Blick zurück auf sein ganzes Leben, so stellen sich folgende Züge, wichtig für unsere fernere Betrachtung, klar heraus. Wir sehen Walthern seine dichterische Laufbahn in der Heimath beginnen, in der Fremde vollenden. Sein langes Leben hindurch ihn dreimal, wo nicht öfter noch, die müden Schritte heimwärts lenken, jedesmal verletzt durch unerfüllte Zusagen, getäuschte Erwartungen, absichtliche Verdächtigungen, aber immer und immer wieder dahin voll Hoffnung sich wenden, wo er hoffnungsvoll zuerst den Lauf begonnen hatte. Erst dann kehrt er der Heimath freudelos den Rücken und zwar für immer, als ihm der Hof zu Wien, durch des Herzogs Abneigung und noch aus anderem Grunde, wie ich unten zeigen werde, für immer verleidet war, und ihm des Kaisers Wohlwollen in der Ferne eine gesichertere Zukunft verliehen hatte.

Wir müssen uns dieser bei Walther befremdenden Erscheinung gegenüber nothwendig fragen: 'wie kommt es doch, dass uns über einen so entscheidenden Wendepunct im Leben unsers Dichters in seinen freilich bis jetzt noch nicht vollständig zugänglichen, immerhin aber sehr vielseitigen Gedichten nirgends ein genügender Aufschluss wird? Soll eine einzige, dem Herzoge missliebige Aeusserung die Schuld tragen, dass Walther im Spätherbste seines Lebens, in dem man ähnliche Entschlüsse doch ungleich schwerer fasst, besonders bei seiner so scharf ausgeprägten Vorliebe für seine engere Heimath, den Entschluss sie abermals und zwar für immer zu verlassen, dennoch zur Reife bringt? Soll sich wirklich in seinen Gedichten nirgends eine nähere Spur der Gründe auffinden lassen? Oder liegt sie doch in ihnen, aber nur verborgen, durch Vieldeutigkeit, durch Mangel an Bestimmtheit minder zugänglich?'

Wenn wir uns so fragen, dann muss unser Blick, wie begreiflich, vor allem auf jene Gedichte sich lenken, deren Deutung bis jetzt selbst dem eindringendsten Scharfblicke nicht gelingen wollte, vielleicht nur desshalb nicht, weil sie zufällig nicht in gegenseitige

Beziehung, nicht in völlig neue Lagen und Gesichtspuncte gebracht wurden. Sollte ein solcher Versuch sich nicht lohnen, selbst auf die Gefahr hin, dass er misslingen könnte? Wie aber wenn er uns plötzlich über jene befremdende Wendung in Walther's Leben genügenden Aufschluss gewährte? Wenn er uns zeigte, das seine Trostlosigkeit, die ihn die Heimath zum letzten Male zu verlassen zwingt, in einer nichts weniger als nur augenblicklichen inneren Stimmung, dass sie ihren Grund in äusseren, von ihm nicht zu beseitigenden Verhältnissen hatte?

Lassen Sie uns denn zum Versuche selbst schreiten.

Die beiden Gedichte 101, 23 bis 36 und 35, 17 bis 26 sind es, mit denen wir uns jetzt aufs eindringlichste zu befassen haben. Das erstere derselben, obwohl es der Zeit nach, wie sich zeigen wird, hinter das zweite rückt, muss uns dennoch hier zuerst beschäftigen, weil es durch erwünschte Ausführlichkeit über seine allgemeine Bedeutung ausser allen Zweifel setzt und uns dadurch das Verständniss des zweiten, höchst schwierigen und vieldeutigen, erst möglich macht. Ich stelle es auch schon desshalb voran, weil es auch mir ganz ungezwungen und ungesucht den Sinn des zweiten erschlossen hat, somit die Erfahrung denselben Weg als einen bewährten an die Hand gab. Es lautet:

101, 23 Selbwahsen kint, dû bist ze krump:
sît nieman dich gerihten mac
25 (dû bist dem besmen leider alze grôz,
den ſwerten alze kleine),
nû ſlâf unde habe gemach.
ich hân mich ſelben des ze tump,
daz ich dich ie ſô hôhe wac.
30 ich barc dîn ungefüege in friundes ſchôz,
mîn leit bant ich ze beine,
mînen rugge ich nâch dir brach.
nû ſî dîn ſchuole meiſterlôs an mîner ſtat: in kan dir niht.
kan ez ein ander, deis mir liep, ſwaz liebes dir dâ von geſchiht.
35 doch weiz ich wol, ſwâ ſîn gewalt ein ende hât,
dâ ſtêt ſîn kunst nâch ſünden âne dach.

Ich lasse dem Originale eine möglichst sinngetreue Uebersetzung folgen und stelle die nöthigen Erklärungen, wie die Begründung der Uebersetzung durch wortgetreue Wiedergabe zwischen Klammern daneben.

'Verwahrlostes Kind, du bist (moralisch) zu verkrümmt: da dich niemand gerade zu richten vermag, denn für die Ruthe bist du leider schon zu gross, für das Schwert (die Schwerter) noch zu klein, so schlaf jetzt und mach dirs bequem. Ich sehe mich selber jetzt für thöricht an, dass ich dir je so hohen Werth beilegte. Ich hielt deine Roheit in der Freundesbrust verborgen, was ich dabei litt schlug ich geringe an und richtete unausgesetzt mein wachsames Auge nach dir (brach mein Rückrath, indem ich dir überall hin nachsah). So mag denn jetzt deine Schule meiner als Lehrer entbehren: ich bin dir nicht gewachsen. Versteht es ein zweiter, so soll mir angenehm sein was dir immer willkommenes dadurch begegnet. Das weiss ich aber gewiss, dass, wo immer seine Macht über dich ein Ende hat, man seine Geschicklichkeit, wie viel man auch gefehlt habe, niemahls in Schutz nehmen wird' (dass seine Geschicklichkeit ohne Dach stehen wird).

Lachmann hat in seinen so vielseitigen und belehrenden Anmerkungen über unser Gedicht, wohl nicht ohne Absicht, kein Wort gesagt. Die Jahreszahl 1205, die er ihm in der 'Zeitordnung einiger Lieder' auf S. 126 beisetzt, hat er durch nichts ausdrücklich gerechtfertigt. Sie lehrt uns aber wenigstens so viel, dass auch er der Deutung und Zeitbestimmung, welche Wackernagel und Simrock im zweiten Bande, S. 185, ihrer Uebersetzung und Erläuterung Walther's gaben, nicht beipflichtete, und wohl auch mit vollem Rechte, denn sie ist ganz gewiss irrig, weil Walther 1224, wie Wackernagel anzunehmen genöthigt ist, wenn unter dem verwahrlosten Kinde Markgraf Heinrich III. von Meissen gemeint sein soll, längst nicht mehr am Wiener Hofe lebte. Heinrich war zudem im Jahre 1224 in seinem sechsten Jahre, somit allerdings für das Schwert noch zu klein, für die Ruthe aber, wie jene Zeit, und wohl mit Recht, dachte, noch nicht zu gross.

Wir wollen vorerst ins Auge fassen, was unser Gedicht, abgesehen von allen geschichtlichen Beziehungen, im Allgemeinen aussagt, und darnach, wenn wir auch das zweite vorläufig im Allgemeinen werden betrachtet haben, in Erwägung ziehen, welche Persönlichkeit in beiden gemeint sein könne.

So viel ist klar: unser Dichter beklagt in dem oben mitgetheilten Liede mit bitterem Ernste sein nothgedrungenes Aufgeben der Erziehung eines Knaben. Der Knabe, sagt er, sei zu alt, um

durch körperliche Züchtigung auf den rechten Weg gebracht, zu jung, um durch das ernste Kriegshandwerk gebändigt zu werden, dabei ganz verwahrlost und sittlich so verkrümmt, dass Niemand über ihn etwas vermöge. Walther wenigstens müsse mit Trauer gestehen, dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein. 'In kan dir niht' spricht er mit dürren Worten. Er sagt uns ferner, dass er von vorne herein Hoffnung geschöpft habe, da ihm der Knabe des Versuches würdig schien, jetzt aber bereue ers. Er habe lange Zeit dessen rohes Wesen mit Geduld ertragen, wie schwer ihm auch die Ueberwachung des Jungen gefallen sei. Von nun an möge es ein anderer versuchen, es solle ihn freuen, wenn dieser glücklicher im Erfolge sei. Zum Schlusse aber fügt er noch, bedeutungsvoll für uns, eine Befürchtung hinzu, die, soll sie keine leichtfertige sein, und dagegen spricht der Ernst mit dem sie vorgebracht wird, nothwendig auf trauriger Erfahrung beruhen muss. Er warnt nämlich seinen Nachfolger im Voraus, auf keinerlei Schutz zu rechnen, wenn auch er gleich ihm das trostlose Unternehmen aufzugeben sich genöthigt sehe. Man werde im Gegentheile, was man durch die Verwahrlosung des Knaben selbst verschuldet habe, der Fähigkeit des Erziehers zur Last schreiben. Das also muss unserem Walther selbst begegnet sein. Ob nun mit Recht oder Unrecht, wer vermag das jetzt zu bestimmen? Wie immer aber auch das Urtheil lauten mag, zu seinen Gunsten oder nicht — denn nicht jedem ist die Begabung zum Erzieher gewährt, am wenigsten dem lyrischen Dichter, dessen ganzes Wesen sich mehr nach Innen kehrt — in jedem Falle lässt eine Anklage wie die vernommene in der Brust des Gewissenhaften eine Wunde zurück, die nur langsam vernarbt und um so empfindlicher schmerzt, je höher und bedeutender die Persönlichkeit ist, die sie veranlasste.

Dass es sich übrigens hier nicht um die Erziehung irgend eines unbedeutenden Knaben kann gehandelt haben, lehrt die Betrachtung, dass ein Dichter von der Berühmtheit Walther's, der zum Herrenstande zählte und Ritter war, den der Kaiser und ein Herzog durch symbolische Geschenke ehrten, der im vertrauten Umgange mit Bischof Engelbrecht von Köln stand, der selbst den Herren seines Landes mit dem vertraulichen 'du' anreden durfte (Z. 32, 5 und 35, 17, ferner zu 83, 14), sich gewiss nicht in so untergeordnete Verhältnisse würde begeben haben. Wir müssen

somit von diesem Gesichtspuncte aus am natürlichsten in dem Knaben den Sohn irgend eines Mächtigen vermuthen und wohl am ersten eines seiner Gönner, der ihm sein Vertrauen bis zu dem Grade schenkte, dass er ihm sogar die Erziehung seines Sohnes übertrug.

Doch wir wollen nicht zu sehr vorgreifen und lieber nach unserem Argriffsplane hier zur Betrachtung des zweiten Gedichtes übergehen, dessen Originaltext wir wieder voranstellen.

35, 17 Liupolt ûz Ôsterrîche, lâ mich bî den liuten,
wünſche mir ze velde und niht ze walde: ichn kan niht riuten:
ſi ſehent mich bî in gerne, alſô tuon ich sie.
20 dû wünſcheſt underwîlent biderbem man dun weist joch wie.
wünſches dû mich von in, ſô tuoſt dû mir leide.
vil ſœlic ſî der walt, dar zuo diu heide!
diu müeze dir vil wol gezemen! wie hâſt dû ſus getân,
daz ich dich an dîn gemach gewünſchet hân,
25 und dû mich an mîn ungemach? lâ ſtân:
wis dû von dan, lâ mich bî in: ſô leben wir ſanfte beide.

Dem Texte mag nun wie oben die sinngetreue Uebersetzung, mit den Erläuterungen zur Seite, auf dem Fusse folgen. Die nähere Besprechung des Gedichtes wird die einzelnen, wie ich hoffe, rechtfertigen.

'Leopold von Oesterreich, lass mich am Hofe (in höfischer Umgebung, im Kreise gebildeter Leute). Wünsche mich auf (urbares) Feld, nicht in den Wald: ich verstehe es nicht den Boden erst urbar zu machen. Die (höfischen) Leute sehen mich gerne bei sich, ich sie gerne um mich. Du wünschest auch zuweilen einen biedern Mann in die wunderlichste Stellung! Wünschest du mich aus jener Umgebung, so bringst du mich in mir widerliche Lage. Beides kann gepriesen werden, jenes Geschäft des Urbarmachens und der Umgang mit Gebildeten (der erst zu bebauende Wald und das blumige Feld). Möge dir doch letzteres für mich ganz und gar geziemend scheinen! Wie konnte es dir auch beifallen, während ich dir stets Willkommenes wünschte, mich in eine mir widerliche Stellung zu bringen? Lass ab davon: magst du (auf deinen Fahrten ins Morgenland, nach Spanien u. s. w. noch so lange) des Hofes entbehren, lass mich da, so leben wir beide angenehm.'

Es begreift sich, dass in diesem Gedichte, soll es richtig verstanden werden, alles auf die Auffassung des hier absichtlich betonten Vollwortes 'riuten' ankommt, denn ob in der 18. und 20.

Zeile der Dativ oder Accusativ der Person nach 'wünschen' folgt, ändert für unsere Zwecke nichts in der Bedeutung des ganzen Gedichtes. Dennoch würde ich gegen Lachmanns Text, der ihm aber selbst hierin nicht völlig sicher schien, mit Benecke an beiden Orten den Accusativ vorziehen, um so mehr, als er in der 21. 24. und 25. Zeile doch geduldet werden muss, und die Redensart 'einen in den Wald wünschen' diesen Casus unerbittlich fordert, Walther aber, vielleicht gerade des Wortspieles wegen, diesen Ausdruck mag gewählt haben.

Doch wir wollen davon ganz absehen. Uns dreht sich alles um die Bedeutung von 'riuten' in der 18. Zeile. Wir erblicken in diesem Worte den Kunstausdruck für das Urbarmachen eines Waldes, daher noch bis zur Stunde die Bezeichnungen von 'Geräute, Neugeräute' für Stücke ausgehauenen Waldes, die als urbar gemachte Felder verwendet werden. Vergl. Schmeller's bairisch. Wb. 4, 163, auch 56 und 57 unter 'rieden' und 'roden'. Schon im Althochdeutschen begegnen seit dem achten Jahrhunderte 'riute' für 'novale', 'riutjan' für 'nemora evertere' 'arriutjan' für 'exstirpare.' Vergl. Graff's Sprachschatz 2, 489 und Grimm's Rechtsalterthümer. 524.

Da nun Walther in unserem Gedichte den Wald dem Felde gegenüber setzt, und sich offenbar durch den Herzog mit einem ihm neuen Geschäfte betraut denkt, so muss bei dem Gedanken an den Wald, in dem er von nun an thätig sein soll, sein Auge vor allem auf die mühselige Arbeit des Urbarmachens, des Räutens verfallen, wodurch sich eben der Wald zum Felde umgestaltet, und da bittet er den Herzog, ihn auf dem bereits urbar gemachten Felde zu lassen, denn er verstehe es nicht den Wald zu räuten, 'ichn kan niht riuten' sagt er. Der Fürst wünscht ihn also, nach seiner Ansicht, vom Felde weg in den Wald, oder wenn wir das ohne Bild sagen wollen, vom Hofe weg, denn da weilte er ja, in unhöfische Umgebung, in solche, welche erst 'hovebære' gemacht werden sollte, die für den Hof, dem höfischen Dichter der Sammelplatz aller höheren Bildung, erst erzogen werden musste.

Von dem Augenblicke an als wir den Ausdruck 'riuten' bildlich nehmen, und wir müssen das, wollen wir uns nicht den höfischen Walther als künftigen Wald- oder 'Holz'-Knecht denken, gewinnt der Gegensatz von Wald und Feld auch bildliche Bedeutung, nämlich des Bereiches der Bildung und jenes der Bildungs-

losigkeit. Dieser Gegensatz, in den beiden Worten 'walt' und 'velt' niedergelegt, stand so ausgedrückt in jener Zeit in häufigem Gebrauche, und liegt in einer alliterirenden Formel noch bestimmter bezeichnet zu Tage, in einer Formel, in welcher statt 'feld' geradezu 'hof' gesetzt wird, so dass sich in ihr der Gegensatz 'von hof und holz' das ist 'hof und wald' geradezu für die Begriffe 'von höfischer Feinheit des Verstandes und der Sitte und bäurischer Stumpfheit und Unsitte' allenthalben im Gebrauche zeigt. Vergl. Wackernagel in Haupt's Zeitschrift 2, 538.

Walther sollte also ans 'riuten', bekennt aber offen 'ichn kan niht riuten'. Er bittet daher den Herzog wiederholt, ihn 'ze velde' und 'bî den liuten', also wohl des Herzogs 'liuten,' den Leuten am Hofe, die ihn gerne bei sich sehen, bei denen er, der höfische Dichter, gerne weile, zu lassen. Fassen wir nun 'riuten' im gegebenen Falle als 'für den Hof bilden, erziehen' auf, und denken wir an das in unserem früheren Gedichte ebenso ehrlich gestandene, ganz parallele 'in kan dir niht,' so wird für uns wohl kein Zweifel mehr übrig bleiben, wo Walther nach dem Wunsche seines Gönners, den er in unserem zweiten Gedichte geradezu mit Namen nennt, 'riuten' sollte. Und sagt er uns denn nicht selbst in jenem früheren Gedichte deutlich genug, dass es da nur zu viel zu 'riuten' gab? so dass er die 'ungevüege' die unverbesserliche Roheit oder Plumpheit seines Zöglings lange genug und zu seinem bitteren Schmerze vor den Blicken der Hofleute in der Freundesbrust bergen musste? gesteht er denn nicht offen, dass es hier so viel zu 'riuten' gab, dass er an seiner eigenen Kraft und Befähigung endlich verzweifelte, sich dem Riesenwerke ungewachsen fühlte, was er ehrlich in den trostlosen Worten gesteht 'in kan dir niht', die unwillkürlich an jenes 'ichn kan niht riuten' gemahnen?

Gegen diese Schlüsse und Ansichten wird sich von vorne herein nicht viel Erhebliches einwenden lassen, es tritt nur die Frage heran, ob ihr Ergebniss mit der geschichtlichen Ueberlieferung nicht etwa in Widerspruch gerathe, also mit den in dieser, unabhängig von unseren Schlüssen und Vermuthungen, gegebenen bestimmten Verhältnissen.

Wir wollen uns dieser Probe unserer Rechnung nicht entziehen, sondern jetzt, nachdem wir unsere Gedichte in diese neue

Verbindung gebracht haben, zur geschichtlichen Prüfung derselben übergehen, von diesem streng abgegrenzten Gesichtspuncte aus unseren Blick auf das neue Bild lenken und sehen, wie es sich in seiner neuen Umgebung spiegelt und nothwendig wiederfindet.

Herzog Leopold von Oesterreich also ist es, der sechste aus dem Stamme der Babenberger, an dessen Hofe zu Wien unser Walther, seit der Heimkunft vom Tage zu Nürnberg, wie wir oben gezeigt haben, zu Ende des Monats Juni 1217 weilte.

Leopold, der sich ums Jahr 1203 mit Theodora, einer Tochter oder Enkelin des griechischen Kaisers Ignaz Angelus, vermählt hatte, — die Quellen schwanken über diese Bestimmung, wie zwischen den Jahren 1202 und 1203 als jenes der Vermählung — war damals noch Vater von sechs Kindern, vier Mädchen und zwei Knaben. Kaum ein Jahr war verflossen, seit ihn der herbste Schmerz für einen fühlenden Vater, der Verlust seines erstgebornen Sohnes, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel getroffen hatte. Der Knabe wurde nämlich damals im nahen Kloster zu Neuburg an der Donau auferzogen. Der Unachtsamkeit seines Erziehers schrieb man es zu, dass sich der hoffnungsvolle Junge in seinem zehnten Jahre, nach einer Quelle am 21. October 1216, von einem Pflaumenbaume herab zu Tode fiel. Ein altes Gedicht, bei Rauch Scriptores 1, 367 erzählt das Ereigniss auf folgende Weise:

> der herzoge Liupolt hiez,
> den ſîn vater ze ſchuole liez.
> ez was ſîn êrſter ſuon.
> ſîn meizoge wolt im vreude tuon,
> wîſte in in einen garten
> und wolte ſîn niht warten,
> noch haben deheine goume.
> ab einem ſpendlincboume
> ze tôde viel er ſich u. s. w.

Dieses traurige Ereigniss mag den Vater bestimmt haben, in Hinkunft bei der Wahl seiner Erzieher vorsichtiger zu sein und für seine beiden noch übrigen Knaben statt der Klosterschule, wo sie vielleicht mit andern Zöglingen zusammen, dadurch unter minder sorgfältiger Ueberwachung leben sollten, lieber besondere Erzieher zu wählen. Zu dieser Annahme führt mich die Betrachtung, dass der durch den Herzog zum Erzieher bestimmte Walther nur

von einem Knaben spricht, während der Herzog damahls deren noch zwei hatte, nämlich Heinrich und Friedrich.

Für die Erziehung beider scheint aber bis dahin nicht viel geschehen zu sein, wie Walther wenigstens bei dem einen findet, oder man müsste annehmen, dass einer der beiden mit Vorliebe sei behandelt worden, der andere nicht. Für diese Annahme scheint aber nichts zu sprechen. Eher dürfte das Zeugniss der Geschichte, das den armen Vater an beiden Söhnen wenig Freude erleben lässt, dagegen und für die Annahme sprechen, dass beide schon von früher Zeit an verwahrlost wurden. Diese Erscheinung genügend zu erklären, dazu reichen unsere spärlichen Quellen freilich nicht hin, höchstens darin liesse sich ein Erklärungsgrund finden, dass der Vater bei seinen vielen Zügen ausser Landes, so 1212 nach Südfrankreich und Spanien, 1213 zum Kaiser nach Deutschland, 1214 nach Lothringen und Brabant, 1215 abermals nach Deutschland, endlich 1217 auf zwei volle Jahre ins Morgenland, während zahlreiche Geschäftsreisen im Inneren seiner Länder die übrige Zeit gewaltig in Anspruch nahmen, nur wenig Musse hatte, die Erziehung seiner Söhne selbst zu überwachen. Zudem war vielleicht die Mutter, als ein Kind des entarteten und verweichlichten griechischen Kaiserhauses und als Fremde wenig geeignet, die Erziehung der regen Knaben zu leiten.

Dem sei nun wie ihm wolle, so viel steht wenigstens durch das Zeugniss Walther's fest, dass einer der beiden Söhne ein ungerathener zu nennen war. Uns liegt nun ob, dieses scharfe Erkenntniss einem von beiden zuzutheilen. Wie aber, wenn unsere Quellen, wie sie nun sind, beide verdammen? Dann scheinen wir mit unserer Vermuthung auf einen Sohn Leopold's nur zu sehr vor der rechten Schmiede zu stehen. Wir haben dann zwei ungerathene Söhne für einen, eine traurige Bestätigung unserer Annahme.

Damit verhält sichs nun so.

Begreiflicher Weise geben die dürftigen Quellen unserer Landesgeschichte, namentlich aus so früher Zeit, über die Nachkommen unserer Fürsten, so lange sie minderjährig sind, in der Regel höchstens Geburts- oder Sterbe-Jahre und selbst diese häufig unzuverlässig. Nur dann, wenn diese Nachkommen auf irgend eine Weise, im Guten oder Schlechten, sich ihrer Zeit bemerkbar machen, wird ihnen zwischen den dürren Nachrichten über

Kriege, Seuchen, Erdbeben, Ueberschwemmungen oder ähnlichem eine karg zugemessene Aufzeichnung gegönnt. Berichte über gelungene oder misslungene Erziehung derselben sucht man daher in solchen Quellen vergebens. Wir sind also darauf angewiesen, aus jenen späteren Anführungen über ihre Thaten auf die Quellen derselben zurückzuschliessen. Wir müssen somit auch in unserem Falle aus den späteren Handlungen der beiden Knaben uns über den Gang den ihre Erziehung genommen, ein Bild gestalten.

Heinrich, dem älteren derselben, wird nun in zweien der österreichischen Annalen jener Zeit, nämlich in jenen der Stifter zum heiligen Kreuz und des Klosters Neuburg, bei Pertz Monumenta XI. 626 und 636, zum Jahre 1226, also beiläufig zum achtzehnten Lebensjahre desselben, folgende arg genug klingende Stelle gewidmet:

'*Heinricus filius ducis Auſtrie ex conſilio et auxilio quorundam iniquorum opposuit se patri ſuo atque caſtrum Hainburch preocupauit matremque ſuam inde ſatis contumeliose ejiciens, quod pater caſtrum in breui recepit. Deinde idem filius uite patris ſui multimode inſidiatus eſt, ſed tamen deo protegente euaſit manus ejus.*'

Auch jenes alte Gedicht bei Rauch l. c. S. 377 äussert von ihm wie folgt:

an untugent was im niht gelîch.
. . . .
dem alliu unzuht was bekant,
er gie dem vater ûf den lîp,
ſîn muoter, ein reinez wîp,
ſtiez er ze Heinburc abe u. s. w.

Das klingt doch wahrlich arg genug und lässt uns Walther's Urtheil über den damahls eilfjährigen Knaben, der allerdings der Ruthe schon entwachsen, für das Schwert noch zu schwach war, nichts weniger als zu hart erscheinen, wenn man sieht, dass er sieben Jahre später Aehnliches nicht bloss zu denken, sondern ruchlos auszuführen keine Scheu trug.

Wenden wir uns aber von Heinrich dem älteren zum jüngeren Friedrich, so tritt uns vor allem ein höchst gewichtiges Zeugniss entgegen, das uns in ihm einen sittlich ebenso, wo nicht noch ärger verwahrlosten Sohn erkennen lässt. Der Ausspruch des Zeug-

nisses ist zudem so greller Art, dass man, da keine andere Quelle sich so vernehmen lässt, an dessen Aechtheit gezweifelt hat. Dieser Grund allein kann uns natürlich für keinen gelten, denn enthielte nur diese Quelle die Wahrheit, um so willkommener müsste sie uns sein, vorausgesetzt, dass alle übrigen ihr nicht geradezu widersprächen, was aber durchaus nicht der Fall ist. Das blosse Schweigen derselben kann auch noch anderen Grund haben und gestattet uns nicht, desshalb allein diese Quelle für unächt zu halten, um so weniger, als sie, was ihre Ueberlieferung betrifft, durchaus keinen Verdacht erregt.

Ich meine den Brief Kaiser Friedrich's II. an den König von Böhmen vom Jahre 1236 '*ſuper diversis excessibus ducis Austriae*'. Er steht im Formelbuche des Pietro delle Vignie, in der Ausgabe Iselins Bd. I, S. 386 bis 394. Wir müssen hier aus diesem merkwürdigen Schreiben, das ohne Bedenken ebenso ächt als leidenschaftlich genannt werden muss, dasjenige aufführen, was sich auf den Charakter des damals etliche und zwanzig Jahre alten Herzogs bezieht, können aber die Vermuthung nicht unterdrücken, dass dasselbe vielleicht nie zur Ausfertigung gelangte oder wenn, gewiss in milderer Form. Auch das unter den Briefen Pietro's erhaltene Königsdiplom für unseren hier so übel geschilderten Herzog, bei Iselin 2, 197 bis 200, ward niemals wirklich ausgefertigt.

Gleich im Eingange lässt Pietro den Kaiser vom Leichtsinne und den flatterhaften Sitten des Herzogs sprechen, '*levitas ducta moribus inconsultis.*' Er habe über dessen jugendlichen Leichtsinn anfangs geschwiegen '*juvenilem ejus dissimulavimus levitatem*', endlich aber müsse er sprechen, nachdem der Herzog '*prorsus ejecerat æquitatem, viduis et orphanis, quos jure fovere debuerat, moleſtus exiſtens, divites opprimens, pauperes conculcans, humilians nobiles et deſtruens populares, diversis flagitiis afficiens subditos: nullam adversus eos aliam causam habens, nisi quod pium esse sibi credit et licitum quicquid libet ....*' '*Data igitur per eum effreni licentia luxui et mente ipſius in omnem viam malitiæ turpiter inquinata, deflorat virgines et facit a suis complicibus deflorari, matronas venerabiles dehoneſtat, auferens filias patribus et viris mulieres per violentiam. Et utinam his contentus non excogitaret in patrum animas et virorum: in quorum necem diversas ſpecies mortis*

exaggerat, quibus trucidet miserabilius innocentes.' .... '*Sed nos,*' so fährt der Kaiser fort '*paterni servitii memores, voluimus cum lenitate* (der Druck hat *levitate*) *procedere, intendentes a via mala virum impium revocare.*'

Am schärfsten wird aber die Anklage gegen Ende des Briefes, wo der entartete Sohn, wie oben dessen Bruder nach anderen Zeugnissen, sogar unmenschlicher Grausamkeit gegen die eigene Mutter, so wie der Gottlosigkeit beschuldigt wird. '*Qui cum nec deum timeat, ſicut dicitur, nec terrenum velit dominum revereri, naturæ reverentiam non observans, nobilem dominam matrem ſuam, ſuis bonis ſpoliatam, de terra ſua turpiter effugavit: et, ſi manum in eam mittere potuisset, uber ejus, infelix homo, præcidere minabatur.*'

Es kann nicht unsere Absicht sein und würde uns hier jedenfalls viel zu weit führen, wollten wir auf kritischem Wege ermitteln, in wie weit die auffallend leidenschaftlichen Anklagen des kaiserlichen Kanzlers, wo nicht des Kaisers selbst, so wie einiger, besonders fremdländischer Quellenschriftsteller jener Zeit, als des Alberic de Trois-fontaines, Matthaeus Paris, Richard de St. Germain, der Augsburger Chronik und anderer, gegründet waren oder nicht. So viel aber geht aus Allem hervor, dass der Ruf unseres Herzogs nicht der beste war und dass schon die Zeitgenossen kein Bedenken trugen, ihm, wie seinem Bruder Heinrich, die ärgsten sittlichen Vergehen, selbst gegen die eigene Mutter beizulegen. Dass dieses ganz ohne Grund geschehen, ist nicht wohl anzunehmen. Auch die spätere Geschichte hat beiden Brüdern keine ihre sittlichen Vorzüge hervorhebenden Namen gegeben, ihr heisst Heinrich der 'Grausame' und Friedrich der 'Streitbare,' während sie deren Vater den 'Glorreichen,' den Grossvater den 'Tugendhaften' nennt.

Wie schon oben bemerkt wurde, hält es schwer, von den beiden Brüdern einen als den von Walther im ersteren Gedichte angeredeten Knaben zu bezeichnen. Beide, wie wir sahen, waren sittlich verkrümmt. Möglich auch, wenn nicht wahrscheinlich, dass in ein oder der anderen Quelle Vergehen des einen Herzogs dem anderen beigelegt wurden; bei Pietro wenigstens scheint die Verfolgung der Mutter von Heinrich auf Friedrich übertragen zu sein. Denn die beiden Erwähnungen dieser Unthat Heinrich's in

den Jahrbüchern der Klöster zum heiligen Kreuz und zu Neuburg an der Donau scheinen mir ungleich mehr Vertrauen zu verdienen, als jene, wie ich glaube, fehlgehende im Briefe Pietro's, der in der Ferne lebte, während gerade in diesen beiden Klöstern, Stiftungen Leopold's des Heiligen, genauere Kenntniss des Lebens der Nachkommen ihres Stifters, die zudem in ihrer nächsten Nähe lebten, anzunehmen ist.

Soll ich mich durchaus für einen der beiden Brüder als Zögling Walther's entscheiden, so würde ich nicht bloss aus dem Grunde, weil mir dessen sittliche Verworfenheit durch obige Zeugnisse über sein Benehmen gegen die leibliche Mutter mehr gefestigt scheint, sondern auch noch aus einem anderen gewichtigeren für Heinrich erklären.

Wird nämlich dieser als Walther's Zögling gedacht, so gewinnt der befremdende Entschluss desselben, die Heimath noch im Spätherbste seines Lebens, 1219 auf 20, für immer zu verlassen, einen gewichtigen Grund mehr. Denn dann ist es nicht bloss eine von seinem Gönner übel genommene Aeusserung des Dichters, nicht bloss der tief schmerzende, vielleicht ganz unverdiente Vorwurf, den der erzürnte Herzog dem die Erziehung seines Sohnes aufgebenden Walther machte, als trüge er die Schuld daran, dass seine Hoffnungen unerfüllt blieben, sondern es ist der Hinblick auf eine trostlose Zukunft, welcher ihn unerbittlich zu scheiden zwingt, der Gedanke: 'wie soll es dann erst werden, wenn der sittlich entartete Sohn den Thron seines Vaters besteigt?' denn Heinrich war der ältere, 'wenn der verhasste Lehrer, der kühne Sänger, dem mächtigen und eigenwilligen Herrscher machtlos gegenüber stehen wird?' Kann es uns bei dieser nicht ungegründeten Befürchtung Wunder nehmen, wenn der besorgte Walther das ihm vom Kaiser gerade um diese Zeit endlich gewährte Lehen, welches ihm von da an eine, wenn auch bescheidene, aber unabhängige Stellung versprach, mit Jubel begrüsst (vergl. das schöne Lied 28, 31 bis 29, 3) und bald darnach des lauten, zerstreuenden Weltlebens müde einzieht in die erquickende Stille und Sammlung des Stiftes zum neuen Münster in Würzburg?

Hier blieb er auch, wie wir oben hörten, bis an sein Ende, ob als Kanoniker des Stifters oder nicht, wird sich dermahl nicht entscheiden lassen.

Bekannt ist die liebliche Sage von seinem Vermächtnisse, das den Vögeln auf seinem Grabsteine Futter und Trank sichern wollte, fast unbekannt aber folgende anziehende Anecdote, die ich zum Schlusse meiner Abhandlung und weil sie nur wenig Raum einnimmt, aus einer vom Prof. Dr. Reuss zu Würzburg herausgegebenen, wenig verbreiteten Gelegenheitsschrift[1]) zur Einweihung des neuen, unserem Walther vom historischen Vereine zu Bamberg gesetzten Grabmals, hieher setzen will. Sie ist den Sammlungen eines gewissen Fabricius entnommen und offenbar eine gleichzeitige Aufzeichnung, deren Schreibweise nur geändert scheint.

'Den 15. Maii zwischen 3—4 Uhren Nachmittags anno 1647, als ein Schiferdeckergesell auf den hohen Lindenbaum (auf Walthers Grab) geſtiegen, um Tholenneſter zu zerſtoeren und vier Junge allbereit ſchon herab geſtüert hatte, und auf einen andern Aſt ſteigen wollen, um das ſelbige Neſt auch mit einer Stangen herab zu ſtüeren, iſt ſelbiger Aſt gebrochen und er bald mitten des Baums auf einen Knorz vorderwärts herab uf den Bauch gefallen, sich überschlagen, und unterwegs, als man ihn nach Haus getragen, geſtorben.'

Ist es doch als ob Walther's Liebe zu den munteren Bewohnern der Lüfte sie noch nach Jahrhunderten über seinem Grabe schützen wollte und erzürnt den ihnen feindlichen Gesellen vom Baume stürzte.

Damit wollen wir für diessmal von unserm Walther scheiden.

Die bis jetzt unversuchte Verbindung der obigen beiden Gedichte hat uns über unseren Landsmann und dessen Stellung in der Heimath ganz neue Gesichtspuncte eröffnet. Es soll mich freuen, wenn das Ergebniss dieser Untersuchung Ihnen ebenso begründet scheint wie mir. Wir haben dann ein Blatt mehr gewonnen an dem Kranze, den die Geschichte und gleichzeitige Dichter den Babenbergern zuerkennen, als Freunden der Kunst und ihrer Vertreter. Wir sehen Leopold den Glorreichen selbst die Erziehung

---

[1]) Walther von der Vogelweide. Eine biographische Skizze. Mit einer lithographirten Abbildung. Würzburg, 1843. In Commission der Verlagshandlung von Comm.-Assessor Bonitas sel. Wtw. und Th. Bauer. 8. 16 SS. Unsere Anecdote steht auf S. 13 u. 14, Anmerkung 36.

des eigenen Sohnes dem grössten und edelsten Dichter seines Vaterlandes anvertrauen. Dass der Erfolg kein glücklicherer war, müssen wir mit dem betrübten Vater beklagen, der Thatsache aber, dass der Herzog seine Verehrung des edlen und wahrhaften Dichters auf eine so glänzende Weise kund gab, können wir unsere Anerkennung nicht versagen.

(Gelesen in der Sitzung der hist. philol. Classe: Wien am 1. October 1851.)





